

10]

Gobseck.

(Nachdruck verboten.)

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

Als der Kammerdiener zwei Stunden später seinem Herrn den ihm aufgetragenen niederschmetternden Bescheid überbrachte, zeigte sich der Sterbende über alle Maßen erregt.

„Mein Gott, mein Gott,“ rief er ein über das andere Mal, „ich kann nur auf Dich mein letztes Vertrauen setzen.“

Lange Zeit betrachtete er seinen Sohn; schließlich raffte er sich auf und wandte sich mit schwacher Stimme an ihn:

„Ernest, mein Kind, Du bist noch sehr jung, Du hast aber ein gutes Herz und Du wirst daher sicherlich die Heiligkeit eines Versprechens ermessen können, das man einem Sterbenden — seinem sterbenden Vater gibt. Hältst Du Dich für fähig, ein Geheimnis zu bewahren und es in Deinem Innern so zu vergraben, daß nicht einmal Deine Mutter eine Ahnung davon haben darf? In diesem ganzen großen Hause bist Du heute der einzige, dem ich vertrauen kann. Du wirst den Glauben, den ich in Dich setze, wohl nicht täuschen?“

„Nein, Vater.“

„Gut denn, Ernest. Ich werde Dir ein versiegeltes Paket einhändigen, das Herrn Derville gehört. Du wirst es so bei Dir bewahren, daß es niemand in Deinem Besitz vermutet. Du wirst Dich aus dem Hause schleichen und es auf die Post am Ende unserer Straße bringen.“

„Ja, Vater.“

„Kann ich auf Dich zählen?“

„Ja, Vater.“

„Komm' und küsse mich. Du machst mir meinen Tod damit weniger bitter, mein liebes Kind. In sieben oder acht Jahren wirst Du die Tragweite dieses Geheimnisses ermessen und dann sollst Du für Deine Treue und Geschicklichkeit wohl belohnt sein. — Dann wirst Du auch wissen, wie zärtlich ich Dich geliebt habe. Laß mich jetzt einen Augenblick allein und Sorge dafür, daß niemand das Zimmer betritt.“

Ernest trat in den anstößenden Raum und sah seine Mutter aufrecht vor sich stehen.

„Komm' zu mir, Ernest,“ sagte sie.

Sie ließ sich in einen Sessel nieder, nahm ihren Sohn zwischen ihre Knie, preßte ihn leidenschaftlich an sich und küßte ihn.

„Ernest, Dein Vater hat eben mit Dir gesprochen?“

„Ja, Mama.“

„Was hat er Dir gesagt?“

„Ich kann es Dir nicht wiederholen, Mama.“

„Ach, mein liebes, liebes Kind,“ rief die Gräfin, indem sie ihn mit frenetischer Begeisterung umarmte, „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie sehr mir Deine Verschwiegenheit gefällt. Niemals zu lügen und immer seinem Worte treu zu bleiben — das sind zwei Grundgedanken, die man zu keiner Zeit außer acht lassen darf.“

„Wie schön Du bist, Mama. Du hast gewiß niemals gelogen — dessen bin ich sicher.“

„Doch, mein lieber Ernest, ich habe auch manchmal gelogen. Ja, ich bin meinem Worte untreu geworden — und zwar in Lebenslagen, denen gegenüber alle Gesetze schweigen. Höre, Ernest, was ich Dir jetzt sage. Du bist groß genug und hinreichend vernünftig, um bemerkt zu haben, daß Dein Vater mich von sich stößt, daß er meine Pflege verweigert — und das geht doch gewiß nicht mit rechten Dingen zu, denn Du weißt ja selbst, wie sehr ich ihn liebe.“

„Ja, Mama.“

„Mein armes Kind,“ schluchzte die Gräfin, „würdest Du glauben, daß dieses ganze Unglück die Folge hinterlistiger Verleumdung ist? Schlechte Menschen haben danach getrachtet, mich von Deinem Vater zu trennen, um auf diese Weise ihrer Habsucht Genüge zu tun. Sie wollen uns unseres Vermögens berauben und es sich selber aneignen. Wäre Dein Vater nicht krank — der Abstand, der zwischen uns beiden besteht, wäre schnell überbrückt und er würde auf mich hören; da er gut ist und ein liebendes Herz besitzt, so müßte er seinen Irrtum bald einsehen; sein Geist aber ist umnachtet. Die Vorsichtsmaßregeln, die er gegen mich trifft, sind der Ausfluß

einer fixen Idee, einer Art Wahnvorstellung, die die Folge seiner Krankheit ist. Die Bevorzugung, die Dein Vater Dir zukommen läßt, ist ein erneuter Beweis für die Beeinträchtigung seiner Verstandeskkräfte. Du hast auch vor seiner Krankheit niemals bemerkt, daß er Pauline und Georges weniger gern hatte als Dich. Bei ihm ist jetzt alles Kapricz und Laune. Die Liebe, die er Dir zufließen läßt, könnte ihn auf den Gedanken bringen, Dir besondere Aufträge zu erteilen. Wenn Du Deine Familie nicht ruinieren willst, mein liebes Kind, wenn Deine Mutter nicht um ihr Brot betteln soll, so mußt Du ihr alles sagen.“

„Wehe, wehe,“ rief der Graf, der die Tür geöffnet hatte und plötzlich halbnaakt, mager und eingetrocknet, wie ein Skelett, auf der Schwelle stand. Dieser dumpfe Schmerzensschrei übte einen furchtbaren Eindruck auf die Gräfin aus. Von Entsetzen befallen, vermochte sie sich nicht zu rühren. Ihr Gatte war so bleich und mager, daß er fast schon seinem Grabe entsiegen zu sein schien.

„Du hast mein Leben mit Gram und Leid verkürzt,“ schrie er mit röchelnder Stimme, „jetzt willst Du auch meinen Tod vergiften! Du willst meinen Sohn irreleiten und einen schlechten, lafterhaften Menschen aus ihm machen.“

Die Gräfin erhob sich und warf sich dem Sterbenden zu Füßen, den diese letzte qualvolle Erregung seiner entfliehenden Daseinskraft fast abstoßend und ekelregend häßlich machte.

„Gnade, Gnade,“ wimmerte sie unter einem Strom von Tränen.

„Hast Du mit mir Mitleid gehabt?“ fragte er. „Ich habe Dich Dein Vermögen verschleudern lassen. Willst Du jetzt auch das meine verzehren und meinen Sohn dem Elend preisgeben?“

„Ja,“ rief sie, „wie Du willst — für mich kein Mitleid. Sei unerbittlich. Aber die Kinder, die Kinder! Verdamme Deine Witwe dazu, im Kloster ihre Tage zu beschließen — ich werde gehorchen. Ich will alles tun, was Du forderst, um meine Untaten gegen Dich abzubüßen. Nur die Kinder sollen glücklich werden. O mein Gott, die Kinder, die Kinder!“

„Ich habe nur ein Kind,“ entgegnete der Graf, indem er mit einer verzweiflungsvollen Geberde seines fleischlosen Armes auf seinen Sohn zeigte.

„Verzeihung, Reue, Buße,“ jammerte die Gräfin, indem sie die feuchten Füße ihres Gatten umschlang. Das Schluchzen, das ihre Brust hob, verhinderte sie am Sprechen; unverständliche, unzusammenhängende Worte entfuhrten ihrer brennenden Kehle.

„Nach dem, was Du eben zu Ernest gesagt hast, wagst Du noch von Reue zu sprechen?“ entgegnete der Sterbende, indem er die Gräfin mit einem Fußtritt beiseite stieß. „Deine Berührung durchfährt mich mit Eiskälte,“ setzte er mit einer Gleichgültigkeit hinzu, die etwas Schredenerregendes an sich hatte. „Du bist eine schlechte Tochter gewesen, Du warst eine schlechte Frau, Du wirst auch eine schlechte Mutter sein.“

Die unglückliche Frau sank ohnmächtig zu Boden. Der Sterbende schleppte sich in sein Bett zurück und legte sich nieder; wenige Stunden später verlor er das Bewußtsein. Die Priester kamen, ihm die letzte Delung zu erteilen. Als er den letzten Atemzug tat, war es Mitternacht. Der erregte Zwischenfall des Vormittages hatte seine letzten Kräfte aufgebraucht.

Kurz nach Mitternacht langte ich mit Papa Gobseck im Hause an. Unter dem Schutze der allgemeinen Unordnung und Verwirrung gelangten wir bis in den kleinen Salon, der an das Sterbezimmer grenzte, und wir fanden die drei Kinder in Tränen unter der Aufsicht zweier Priester, die die Nacht bei der Leiche zubringen sollten. Ernest kam auf mich zu und teilte mir mit, daß seine Mutter im Zimmer allein zu sein wünschte.

„Gehen Sie nicht hinein,“ sagte er mit einer im Tone und im Ausdruck fast bewunderungswürdigen Festigkeit, „sie betet.“

Gobseck lachte mit jenem stummen, unhörbaren Lachen, das ihm eigen war.

Ich war von den Empfindungen, die auf dem jungen Gesicht Ernests so klar zutage traten, zu sehr benommen und gerührt, um an dem Spotte des Wucherers teil haben zu

können. Als der junge Mensch bemerkte, daß wir auf die Tür zuschritten, verstellte er sie uns und rief:

„Nama, hier sind zwei Herren, die Dich suchen.“

Gobseck hob den jungen Menschen beiseite, als ob er eine Feder gewesen wäre und stieß die Tür auf.

Welch furchtbares Schauspiel bot sich uns dar!

Eine sinnlose Unordnung herrschte in dem Raum. Verzweiflungsvoll, mit zerrauten Haaren und verglasten Augen stand die Gräfin sprachlos, unbeweglich zwischen umgeworfenen Kleidungsstücken, Papieren, Tüchern, Lumpen, Flaschen mitten im Zimmer. Ein entsetzlicher Anblick angesichts des Toten!

Kaum hatte der Graf den letzten Atemzug getan, als auch seine Gattin schon alle Schubfächer des Schreibtisches aufgerissen hatte. Der Teppich um sie her war mit allerhand Trümmern bedeckt. Einige Möbelstücke waren zerbrochen, Schreibmappen und Brieftaschen zerlegt — auf allem zeigten sich die Abdrücke hastender, wühlender Hände. Wenn dies Suchen anfangs wohl auch erfolglos gewesen sein mochte, so ließ mich die Art ihrer Erregung und ihre Haltung doch darauf schließen, daß ihr das geheimnisvolle Papier schließlich in die Hände gefallen war. Ich warf einen forschenden Blick auf das Bett; mit dem Instinkt, den uns unser Beruf verschafft, ahnte ich, was sich hier zugetragen hatte. Der Leichnam des Grafen lag fast quer im Bett, der Wand zugekehrt, mit dem Gesicht auf der Matratze. Mißachtend schien er dort hin geschleudert zu sein, wie die Papierumschläge — er, der nun auch nur noch eine wertlose Hülle war. Der Anblick seiner erstarrten, unbeweglichen Gliedmaßen hatte etwas grotesk Schauder volles.

Offenbar hatte der Sterbende den Nebers unter seinem Kopfkissen verborgen, um ihn bis zu seinem letzten Atemzuge vor jeder Gefahr zu schützen. Die Gräfin hatte den Gedankengang ihres Gatten erraten, der fast aus seinen letzten Bewegungen und aus der krampfhaften Verrenkung seiner Finger erkenntlich zu sein schien. Das Kissen lag zur Seite des Bettes am Boden; die Fußabdrücke der Gräfin waren noch darauf sichtbar. Neben ihr sah ich ein Papier, das an mehreren Stellen mit dem Wappen des Grafen gesiegelt war. Rasch griff ich danach und ich las eine Aufschrift, der zufolge es mir hätte eingehändigt werden sollen. Ich betrachtete die Gräfin mit dem durchbohrenden, unerbittlichen Scharfblick des Richters, der einen Schuldigen einem Verhör unterzieht. Die Flammen im Kamin verzehrten langsam die Papiere. Die Gräfin hatte, als sie uns kommen hörte, das Dokument ins Feuer geworfen, da sie, nach der Lektüre der ersten Bestimmungen, die ich zugunsten der Kinder aufgesetzt hatte, ein Testament zu vernichten glaubte, das ihre Nachkommen ihres Besitzes beraubten. Ihr verworrener Gemütszustand, die warnende Stimme des Gewissens und die unwillkürliche Angst, die das Verbrechen denen, die es begehen wollen, einflößt, hatten sie ihrer klaren Ueberlegung beraubt. Da sie sich überrascht sah, glaubte sie vielleicht schon das Schafott zu erblicken und sie fühlte das heiße Eisen der Henkersknechte. Mit leuchtender Brust hörte sie unseren ersten Worten zu und sie beängte uns mit verstörten Blicken.

„Unglückliche Frau,“ sagte ich, indem ich aus dem Kamin ein Ueberbleibsel des Dokumentes hervorzog, das die Flammen noch nicht verzehrt hatten, „Sie haben Ihre Kinder dem Elend preisgegeben. Das, was hier brennt, war ihr Besitztitel.“

Ihre Lippen bewegten sich, ohne einen Ton herbezubringen; es schien fast, als ob sie einer plötzlichen Lähmung zum Opfer gefallen wäre.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Geschäft mit dem lieben Gott.

Von Willy Ewald Siebert.

In jenem halbblauen Tone, dessen sich die Unterhaltung in der Nähe von Kranken bedient und der den Angehörigen die Tränen in die Augen treibt, sagte Doktor Ssamsonow: „Ja, mein lieber Alexander Gabrielowitsch, es wird gut sein, wenn Sie auf alles vorbereitet sind. Das Fieber ist sehr stark und Ihre Frau ist sehr, sehr schwach. Wenn es steigt, so —“

Eine Handbewegung vervollständigte den Satz; es war das Todesurteil.

Fassungslös sah Alexander Gabrielowitsch den Arzt an, mit jener geheimnisvollen Angst, die das Nahen des Todes hervorgerufen

pflegt. Es schien ihm ganz unbegreiflich, daß seine Sonja, mit der er nun vierundzwanzig Jahre — ach, es war ein Jahr noch bis zur silbernen Hochzeit! — vierundzwanzig Jahre verheiratet war, sterben könne, während er allein zurückblieb! Und unwillkürlich entschlüpfen ihm die Worte: „Was soll aus mir werden, wenn ich allein bin?“

Der Doktor, der ein großer Menschenkenner war, sagte sich: „Es ist klar, wir alle denken zuerst an uns selbst; wir alle sind egoisten reinsten Wassers. Auch unsere Hingebung ist nichts als Selbstsucht.“ Da er aber als Arzt die Verpflichtung fühlte, dem Tode ein Mäntelchen umzuhängen, so tröstete er: „Aber ich bitte Sie, Alexander Gabrielowitsch, warum denn gleich so mutlos? Passen Sie auf, es wird noch alles gut gehen. Ich werde auf Ihrer Silberhochzeit tanzen.“

Dabei wischte er die Brillengläser ab, damit seine skeptischen Augen nicht zu Verrätern wurden.

„Hoffentlich,“ seufzte der arme Gatte, „es wäre auch zu schrecklich für mich. Gott wird es nicht zulassen, daß ich allein bleibe.“ Dabei dachte er mit Schrecken, daß er sicher seit einem halben Jahre nicht in der Kirche gewesen war.

Doktor Ssamsonow drückte ihm die Hand zum Abschied und erhob sich. Als er die knarrende Holztreppe hinunterstieg, murmelte er zwischen den Zähnen: „Morgen früh — spätestens — ist sie tot. Wenn er mich nur nicht in der Nacht holen läßt.“

Alexander Gabrielowitsch setzte sich sorgenvoll ans Fenster und sah auf das Treiben der Straße. Alle diese Menschen, die sich da unten drängten und schoben, gingen dem Erwerb nach. Während bei ihm der erbarmungslose Tod an die Tür klopfte, forderte dort ein Gewußt! das Leben sein strenges Recht. Auch er hatte bald ein Menschenalter dem Erwerb gelebt. Und was hatte ihm nun das alles genützt? Tag und Nacht hatte er an sein Geschäft gedacht. Nicht er allein, — auch sie, die jetzt sterben mußte. Sie hatten mit Kleinem begonnen; Fleiß und Sparsamkeit hatte das Geschäft wachsen und groß werden lassen. Anfänglich, als sie noch die Hoffnung hatten, daß ihnen der Himmel ein Kind schenken würde, da galt ihr Erwerb dieser Sehnsucht. Aber Jahr um Jahr ging ins Land; ihr Wohlstand wuchs, doch die Hoffnung auf ein Kind wurde schwächer und schwächer. Bis sie schließlich ganz dahinging. So gewöhnten sie sich daran, die beiden, an einander genug zu haben und in der eigenen Seele das Glück zu suchen.

Alexander Gabrielowitsch beschloß, zu beten. Und da er Gott um das Leben seines Weibes anflehte, kam ihm mit einem Male der Gedanke, ein Opfer zu bringen. Wie sehr er auch am Gelde hing, das es sich mit so großer Mühe verdient hatte, er wollte ein Bedeutendes hingeben, wenn Gott den Tod von seiner Tür fort-scheuchen würde. Er meinte es ehrlich mit seinem Opfer und verhandelte mit seinem Gott gerade so, wie er es mit seinen Geschäftsfreunden zu tun pflegte. „Die Summe darf nicht zu klein sein, Alexander Gabrielowitsch,“ ließ er den lieben Gott sagen, „denn du verlangst doch etwas Großes von mir.“

„Mein ganzes Vermögen möchte ich hingeben für Sonjas Leben,“ stammelte er leise vor sich hin, „aber du weißt ja, lieber Gott, wenn Sonja gesund wird, so müssen wir doch zum Leben haben. Ach, das Leben ist so teuer!“

„Nun, wenn deine Sonja stirbt,“ hörte er Gott entgegnen, „so wirst du ja weniger ausgeben!“

Die Tränen schossen ihm aus den Augen. „Ach mein lieber, guter Gott, nicht sterben — nicht sterben! Nur das eine nicht —. Ich will auch alles tun, was du willst — alles — alles —. Freilich, wenn sie gesund wird, so wird sie viel Pflege brauchen. Das wird wieder ein schönes Stück Geld kosten —. Daran mußt du mich denken lassen, lieber Gott —“

Energisch raffte er sich zu einem Entschluß auf: „Tausend Rubel will ich geloben, wenn Sonja gesund wird! Fünfhundert für das Armenasyl und fünfhundert für die Armen unseres Stadtbezirks.“ Er erschrak vor seinen eigenen Worten. „Welch' eine Summe, tausend Rubel! Aber — es geschieht für Sonja. Du, lieber Gott, laß sie mir dafür gesund werden. Ich will auch ehrlich bezahlen, das gelobe ich dir feierlich.“

Er schluckte laut auf. Und er wußte nicht ganz sicher, ob seine Tränen mehr seinem Weibe oder seinem tausend Rubeln galten. Aber das kam ja auf dasselbe heraus.

Es kam wider alles Erwarten: Sonja blieb am Leben. Doktor Ssamsonow schrieb die wunderbare Genesung natürlich auf das Konto seiner ärztlichen Geschicklichkeit und überlegte, wie er den glücklichen Zufall möglichst deutlich in seiner Honorarberechnung zum Ausdruck bringen könnte. Er kam auch schließlich zu einem recht befriedigenden Ergebnis.

Am Tage, da Sonja zum ersten Male ausfahren durfte, unternahm es Alexander Gabrielowitsch, ihr von seinem Gelöbnis zu erzählen. Zuerst gab es einige schöne Augenblicke der Nahrung. Bis auch ihr die Erkenntnis kam, daß tausend Rubel eben — tausend Rubel sind und daß der liebe Gott vielleicht auch mit weniger zufrieden gewesen wäre. Nachdenklich fragte sie: „Sag' mir, Sachsenka, hast Du auch gelobt, wem Du das viele Geld schenken willst?“

Er wußte gleich, wo sie hinaus wollte. Denn auch er hatte schon den Gedanken gehabt, daß er in seiner Angst um Sonjas Leben etwas zu sehr ins Zeug gegangen sei. Und wie um sich zu entschuldigen sagte er: „Eigentlich haben wir das Ssamsonow zu ver-

denken. Hätte er mir nicht vorgeredet, daß es mit Dir zu Ende gehe, so hätte ich mich gewiß nicht zu dem — Leichtsinne hinreißen lassen."

Auch Sonja war ärgerlich. „Ja," seufzte sie, „Du bist etwas unvorsichtig gewesen. Wirklich, man kann sich heutzutage nicht einmal auf die Aerzte mehr verlassen. Das schöne Geld!"

Sascha sah nachdenklich vor sich hin. Plötzlich sagte er: „Im Grunde genommen, was gehen uns die Stadtarmen an. Hab' ich nicht recht, Sonja, mein Täubchen?"

Sie verstand ihn sofort. „Gewiß, Saschenka, gewiß. Das Geld ist einem näher als der Noth, nicht wahr? Und wenn wir den Armen unserer Bezirke fünfhundert schenken —"

„So haben wir, weiß Gott, reichlich unsere Pflicht getan," ergänzte Sascha. „Fünfhundert sind auch ein schönes Stück Geld. Wir haben lange daran arbeiten müssen. Das weiß der liebe Gott auch ganz gut."

„Ja, ich glaube auch," fiel Sonja ein. „Er kann mit uns zufrieden sein; das ist eine schöne Wohltat! Man wird uns in der Zeitung nennen, glaubst Du, Saschenka?"

„Ganz sicher," bestätigte er. „Wir wollen unser Geld doch nicht für nichts und wieder nichts hergeben. Das heißt," verbesserte er sich, indem er ganz rot wurde, „ich meine — da Du nun einmal — gesund geworden — bist, ist es ja in der Ordnung, daß wir — dem lieben Gott — dankbar sind."

Es gab wiederum einige Momente der Nüchternheit und des Glückes. Aber das Glück war doch nicht ganz ungetrübt.

Am nächsten Morgen, als sie beim Kaffeetische saßen, begann Sascha: „Du, Sonja, mir ist etwas eingefallen."

„Was denn, Saschenka? Ist es etwas Gutes?"

„Höre, nicht wahr, ich habe in voriger Woche 200 Rubel dem Diakonissenhaus zahlen müssen. Für die Pflegerin, die Du nicht einmal leiden konntest, weil sie so rote Hände hatte. Nun siehe einmal her, was hier auf der Quittung steht." Dabei zog er ein bedrucktes Papier aus der Brusttasche und las: „Das Reinertragnis aus den unserer Anstalt gezahlten Beträgen wird der Armenverwaltung zu Wohlthätigkeitszwecken überwiesen."

Sonja ging sofort auf seine Ideen ein. „Also kommt ein Teil, wahrscheinlich ein großer Teil der zweihundert Rubel, die wir dem Diakonissenhaus gezahlt haben, den Armen zu gute?"

„Ja," nickte Sascha. „Du darfst leicht sagen: drei Viertel."

„Vielleicht noch mehr!" ergänzte Sonja.

„Sicher sogar, das kannst Du mir glauben. Die Schwestern haben ein gutes Leben. Die unsere wenigstens hat für drei gegessen. Das haben wir alles der Anstalt erspart, und wirklich, es war nicht wenig. Denke einmal nach: drei Wochen warst Du krank."

Sonja durchhieb den Knoten mit einem kühnen Schlage. „Die zweihundert Rubel," entschied sie, „haben samt und sonders die Armen bekommen."

„Und ich sehe nicht ein, warum wir doppelt zahlen sollen," fiel Sascha ärgerlich ein. „Ich werde dem Armenvorsitzer dreihundert bringen. Damit ist es denn gut und genug."

Sie nickte ihm Beifall und sagte mit einem frommen Augenaufschlag: „Gott sieht ins Herz. Er weiß, daß wir ihn nicht betrügen wollen."

Diesmal blieb Alexander Gabrielowitsch seiner Gattin die Antwort schuldig.

Den ganzen Tag über ging Sonja wie im Traume herum. Offenbar war ihr spekulativer Geist mit einem Plane beschäftigt, dessen Lösung besondere Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Von Zeit zu Zeit entschlüpfen geheimnisvolle Zahlen ihren Lippen, so daß ein aufmerksamer Beobachter bald zu der Annahme gekommen wäre, daß es sich um ein mathematisches Problem handelte.

Auch Sascha war in Gedanken. Wie das so seine Lieblingsgewohnheit war, wenn er an seine Geschäfte dachte, stellte er sich ans Fenster und sah sich das geschäftige Straßenleben an. Dann summte er vor sich hin und trommelte ganze Armeemärsche an die geduldigen Fensterscheiben.

Wenn sich die Blide des Ehepaares trafen, so bemühten sie sich, sich gegenseitig die Sorgen von der Seele zu lesen. Schließlich hielt es Sonja nicht mehr aus. Sie begann: „Weißt Du, Saschenka, daß morgen die dreihundert an Sserpuchow gezahlt werden müssen?"

Trotzdem er erst vor wenigen Minuten denselben Gedanken gehabt hatte, tat er so, als ob er erschreite. „Was? Morgen schon? Unmöglich. Du irrst Dich, Täubchen!"

„Du wirst es über meiner Krankheit vergessen haben, mein guter Sascha," fuhr Sonja fort.

„In der That," murmelte er, ohne aufzusehen. „Ach, was sind das schwere Zeiten! Man hat Mühe, das tägliche Brot zu verdienen."

„Ja," warf Sonja ein, indem sie ihm einen lauernden Blick zuschickte, „man muß eben allen unnützen Ausgaben aus dem Wege gehen." Sie machte eine kleine Pause, um das Gift ihrer Worte wirken zu lassen. Als sie sah, daß ihre Idee, die sie in sich den ganzen Tag herumgewälzt hatte, auf Verständnis hoffen dürfte, fuhr sie fort: „Das muß ja jeder einsehen. So geht das nicht weiter. Wenn wir so mit dem Gelde werfen, werden wir bald auf der Straße sitzen in unseren alten Tagen. Ich bitte Dich, Saschenka, sei vernünftig. Dreihundert Rubel! Wer wird uns wohl dreihundert Rubel schenken, wenn wir im Armenhaus sind? Kein Mensch!"

„Das ist richtig," bestätigte Sascha. „Man würde uns ruhig verhungern lassen. Du hast recht" — fuhr er nach einiger Ueberlegung fort — „die Zeiten sind schwer. Das müssen alle gemeinsam ertragen, die Reichen und die Armen. Jedem das Seine! Es ist gewiß nicht unbillig, wenn wir die dreihundert teilen, 150 für uns und — 150 für die Armen. Was denkst Du darüber?"

„Wenn Sserpuchow morgen nicht sein Geld haben mußte," wandte Sonja ein, „dann ließe sich vielleicht noch ein Ausweg finden. Aber so — du mein Gott, man muß doch auch etwas an sich denken."

„Wie Du willst," sagte Sascha, als ob er seiner Frau einen Gefallen täte. „Morgen wollen wir zu Tarakanow, unserem Armenvorsitzer, gehen und ihm die 150 bringen. Der wird Augen machen!"

Sonja war zufrieden. Ihre „mathematischen Projekte" waren bewirkt. Noch am selben Abend trug sie 150 Rubel auf die Sparkasse.

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Nach dem Frühstück sagte Sascha: „Ich habe mich anders bekommen. Wie soll ich wohl dem Armenvorsitzer 150 Rubel geben? Solche Scheine gibts ja gar nicht, und zwei Scheine — das macht wiederum keinen Eindruck. Nein, ich werde ihm einen großen „Katharinen-Hunderter" geben und ihn bitten, in der Zeitung zu quittieren: Alexander Gabrielowitsch Ruschin, Pelz- und Rauchwarenhändler ein gros, spendete einhundert Rubel aus Anlaß der Genesung seiner in der Großen Morstaja, Nummer 55, beinahe am Typhus verstorbenen Frau." Nicht wahr, das Klingt!" fügte er nicht ohne Stolz hinzu.

Sonja sah ihn mit glänzenden Augen an. „Wenn wir heute nachmittag zu Tarakanow gehen, ziehe ich mein Seidenkleid an, Dir werde ich den Gehrock herauslegen. Das gehört sich so."

„Und morgen gehen wir in die Kirche. Da wird das Almosen verlesen."

Als sie zum Armenvorsitzer gingen, Alexander Gabrielowitsch in seinem feierlichen Gehrod und Sonja im schwarzen, schillernden Seidenkleid, geschmückt mit einer herrlichen Cameebrosche, hatten beide jenes Gefühl der Genugthuung im Herzen, das der Edelmann einer guten Tat mit sich bringt.

An der Ecke der Großen Morstaja war ein mannsgroßes Plakat angebracht, auf dem der Name „Duse" in feuerroten Lettern prangte. Alexander Gabrielowitsch, der ein großer Theaterfreund war, blieb stehen und machte Sonja auf den Anschlag aufmerksam. „Laß sehen, was sie heute spielt," sagte er. „Ach, die Kameliendame." Es folgte eine lange Pause, während der die beiden sich in den Inhalt des Theaterzettels vertieften. „Kennst Du die Kameliendame, Sonja?" begann Sascha von neuem.

„Nein," entgegnete Sonja und verzog den Mund.

„hm, hm. So ein berühmtes Stück muß man doch gesehen haben. Das gehört zur Bildung."

„Hast Du es denn gesehen, Saschenka?" fragte Sonja.

„Ich? Nein, Täubchen." Plötzlich kam ihm eine Idee: „Was meinst Du dazu, wenn wir zur Feier Deiner Genesung ins Theater gehen?"

„Ach, das wäre herrlich!" entgegnete Sonja freudestrahlend Sascha, der in prächtiger Laune war, fuhr fort: „Und vorher gehen wir zu Sobierski dinnieren. Was? Das wird ein Festtag sein! Wir trinken natürlich Champagner und essen Kaviar."

Sonja trat die Tränen vor Freude in die Augen. Sie lächelte ihm beseligt zu.

Da schien sich ein Neif an seine Begeisterung zu legen. In bedauerndem Tone wandte er sich zu Sonja: „Wie schade — ich habe kein Geld bei mir. Das ist doch recht fatal."

„Aber Du hast doch den Hunderter bei Dir, den wir Tarakanow bringen wollten," wandte Sonja ein.

Er sah sie vorwurfsvoll an. „Wie? Du meinst das Geld, das wir den Armen —"

Sie unterbrach ihn lebhaft. „Gott, ist es nicht gleich, ob sie es heute oder morgen bekommen? Sollten wir deshalb auf unser Vergnügen verzichten? Wir gönnen uns wahrhaftig wenig genug!"

„Wenn Du meinst," sagte Sascha zögernd. Im stillen gratulierte er sich, daß er eine so verständige Frau habe.

Das Essen bei Sobierski war wie gewöhnlich exquisit; auch der Champagner hatte eine ausgezeichnete Temperatur. So kam es, daß Sascha und Sonja natürlich in bester Laune ins Theater fuhren. Beinahe aber hätte ihre Stimmung noch im letzten Augenblick Schiffbruch gelitten: es gab nämlich keine Billets mehr. Ja, sie durften es als besonderes Glück bezeichnen, daß sie beim Händler zwei Logenplätze für fünfzig Rubel bekamen.

Als sie nach dem Theater in den Wagen steigen wollten, öffnete ihnen einer jener Leute, die vor den Theaterausgängen auf Verdienst warten, den Schlag. Sascha saßte in die Tasche, um sich mit einem Trinkgeld loszukaufen, aber er fand kein Kleingeld. Da der Mann keine Miene machte, seine Beute ohne Lösegeld freizugeben und sich krampfhaft am Wagenschlag anklammerte, so warf ihm Sascha kurz entschlossen einen Silberrubel zu. Der Empfänger lachte und sprang mit kurzem Dank ab.

Sascha bemerkte Sonjas vorwurfsvollen Blick. Schon wollte er eine Entschuldigung vorbringen, da kam ihm plötzlich die Erinnerung an das Gelübde, das er getan hatte. Und mit zitternder Stimme sagte er:

„Weißt Du, Sonja, ein Rubel — das ist ein Almosen, wie es der Zar, unser Väterchen, geben konnte. Aber ich bin heute so

glücklich, weil Du wieder gesund bist, und da sollen andere auch glücklich sein. Und schließlich: ich hatte ja doch den Armen etwas versprochen. Ein Gelübde muß man halten, Sonja! Gott wird es uns lohnen.“ —

Kleines feuilleton.

gc. Das Urbild der Schleppe. Ein kundiger Ethnologe meint, der Kampf gegen die Schleppe sei nutzlos; die Kleiderordnungen des Mittelalters hätten sie so wenig beseitigen können wie alle Verunstgründe moderner Hygieniker; sie sei andererseits so alt wie das Bestreben des schönen Geschlechts, den eigenen Reiz durch Fuß zu erhöhen. Was er aber von den Trachten jener Urböller zu berichten weiß, deren Damen zuerst Schleppen durch den Staub zogen, ist wenigstens geeignet, diesen Brauch in die Sphäre der Komik zu rücken. Im Wadailand fand Gustav Nachtigal bei den Frauen die Sitte, dem perlenbesetzten Hüftschal nach hinten eine Länge zu geben, daß er mehrere Ellen lang über den Boden schleift. In Dar Fijud und Dar Said sieht man nicht selten die Frauen von kleinen Wagen begleitet, die ihnen diese luxuriöse Schleppe, die „Firde Endurli“, tragen. Am Tschadsee schlingen die vornehmen Negerinnen den üblichen Schal so um die Hüften, daß er in Form einer langen Schleppe herabwallt. Die Damen lassen sich die Schleppen nachtragen, wenn der Boden naß und schmutzig ist; bei trockenem Wetter muß die Schleppe fegen, Staub aufwirbeln und Aufsehen erregen. Bei den Waliböllern im Hinterlande von Kamerun schlingen die sehr spärlich bekleideten Schönen gewöhnliches Baumwollzeug von der Breite eines Taschentuches um die Hüften und lassen das eine Ende 4—5 Meter lang auf dem Erdboden schleifen. Auch Männer versehen sich bisweilen mit einem solchen Wallschmud. Auf dem Tanzboden wird nun die Schleppe nicht aufgehoben, sie flattert während des Tanzes in allerhöchsten Schlangentwindungen hin und her, und es gehört zum dortigen guten Tone, daß keiner der Tänzer auf die Schleppen der Tänzerinnen tritt. Aber auch in Gegenden, in denen Baumwollzeuge rar, Seide und ähnliche kostbare Stoffe unbekannt sind, verzichten die Afrikaner nicht immer auf den Staat der Schleppe. Die Natur hat dem Menschen im Gegensatz zu den Tieren den Schmud des Schwanzes verweigert, aber Naturvölker gefallen sich oft schlecht ohne ihn und binden sich von hinten allerlei Anhängsel an. Zuweilen besteht der Schmud nur aus Erbsenstroh und Bananenblättern, muß aber bei festlichen Gelegenheiten doch bis auf die Erde herabfallen. Oft werden wirkliche Tierschwänze angehängt und als besonders vornehm gelten die langen, die auf dem Boden schleppen. Dieser Fuß zählt zweifellos zu den ältesten des Menschengeschlechtes, da wir ihm bei Völkern auf der niedrigsten Kulturstufe begegnen und in ihm haben wir auch vermutlich das Urbild der Schleppe vor uns. —

t. Der arabische Tintenspiegel. Die Benutzung des Tintenspiegels ist am besten von den Arabern her bekannt, wird aber auch von den indischen Eingeborenen namentlich zur Entdeckung von Dieben ausgeübt. Die Tinte wird dazu auf ein grünes Bananenblatt gegossen, wo sie in Kugelform wie ein großer Lantropfen stehen bleibt. Dann wird ein Kind von der Straße geholt, das nötigenfalls von seinen Spielgefährten mit Süßigkeiten fortgelockt wird, um als Medium zu dienen. Das Geschlecht des Mediums spielt keine Rolle, doch darf es nicht über acht Jahre alt sein. Die Engländerin Fanny Penny erzählt ein eigenes Erlebnis aus Indien, das die Anwendung des Tintenspiegels veranschaulicht. Eines Tages war einer englischen Dame ein Schmuckgegenstand gestohlen worden. Sämtliche Bedienstete, 19 an der Zahl, wurden nun durch den Hausmeister zusammengerufen. Dann wurde ein Medium besorgt und vor den schnell hergerichteten Tintenspiegel gestellt. Es folgte eine Pause atemlosen Schweigens, das nur von der ersten Ermahnung an das Kind unterbrochen wurde, genau zu sagen, was es in dem Zauberspiegel sähe. Sogleich begann das Kind, einen Raum zu beschreiben, worin sich ein Tisch und ein Spiegel befänden, beide mit weißem Musselin drapiert. Die Diener tauschten geheime Blicke aus, da sie aus der Schilderung das Ankleidezimmer ihrer Herrin erkannten. Angeblich hatte der kleine Seher noch nie in das Innere eines englischen Damenzimmers geblickt, da er eben nur ein Straßenkind war. Mit wachsender Erregung beschrieb er, wie ein junger Mann, ein eingeborener Diener, eintrat, auf den Tisch zuging, und sich dann vor den Spiegel stellte, um sich darin zu bewundern. Weiterhin befah er die verschiedenen Gegenstände auf dem Tisch und nahm einen in die Hand, der besonders funkelte. An dieser Stelle seiner dramatisch vorgelegenen Erzählung wurde das Medium unterbrochen, denn einer der Diener begann, an allen Gliedern zitternd, zu wimmern und bekannte auf strenges Befragen, daß er den Diebstahl begangen hätte. — Unter den Eingeborenen von Südindien wird auch Kristallglas zum Weissagen benutzt, und zwar gläserne Briefbeschwerer, Kristallprismen von Lampen oder auch einfache Bruchstücke von klarem Quarzkristall. Auch hier muß das Medium ein Kind sein, und zwar möglichst ein solches, das mit den Füßen zuerst auf die Welt gekommen ist, oder auch ein erstgeborenes Kind ohne jeden körperlichen Fehl. Ein Erwachsener wird höchstens zugelassen, wenn er un-

verheiratet und auch frei von allen Liebesgedanken ist, weil solche den Blick verdunkeln (!) und die Wahrnehmung übernatürlicher Vorgänge behindern. Bei den Arabern werden auch Frauen, die einem frohen Ereignis entgegensehen, als Spiegelfeherinnen benutzt, wobei vielleicht die Vorstellung obwaltet, daß das unschuldige ungeborene Kind die Rolle des eigentlichen Mediums übernimmt und durch die Mutter spricht. Bei den Hindus und den Mohammedanern in Südindien werden auch Zahlenquadrate, die in jeder Richtung addiert immer die gleiche Summe ergeben, als Zaubermittel und Amulette verwandt, auch als Mittel gegen Krankheit, gegen Befessenheit von bösen Geistern, gegen die Mänle eines Feindes und gegen Verzauberung. Die schrankenlose Leichtgläubigkeit der Araber und Indier eröffnet dabei allerhand Betrügereien ein weites Feld, die natürlich immer darauf hinauskommen, dem „Zauberer“ die Tasche oder wenigstens den Magen zu füllen. —

Astronomisches.

en. Sternschnuppen. Die Monate Juli und August sind für den Liebhaber und Erforscher von Meteoren oder Sternschnuppen die dankbarste Zeit im ganzen Jahre. Eine ganze Reihe von Meteorschwärmen kommen in diesen Wochen in größte Erdnähe und liefern ihren Tribut an unseren Planeten ab. Auch der Himmel pflegt durch Klarheit der Beobachtung günstig zu sein. Da endlich auch der Aufenhalt zur Nachtzeit im Freien nie angenehmer ist als im Hochsommer, so trifft alles zusammen, um auch den Nichtfachmann zu verlocken, Beobachtungen über die Meteore anzustellen. Die eigentliche Zeit der Sternschnuppen beginnt mit der dritten Juliwoche, wenn die Nächte dunkler werden. Dann zeigen sich die ersten Vorläufer der Perseiden, des berühmten Tränenstromes des heiligen Laurentius, der aber erst am 12. und 13. August seinen Höhepunkt erreicht. Dazu kommen wohl noch gelegentlich Meteore aus den Sternbildern des Wassermanns, des Bogenschützen, Pegasus, Drachen, Schwans, Cepheus, der Andromeda und Kassiopeia, ohne jedoch durch größere Fülle aus einer der genannten Himmelsgegenden auffällig zu werden. Die Perseiden setzen etwa mit dem 15. Juli ein und dauern bis zum 21. August. Der sogenannte Strahlungspunkt der Meteore, d. h. der Punkt am Himmel, von dem sie auszugehen scheinen, verschiebt sich dabei in ostnordöstlicher Richtung. Diesmal wird der Mond während der ganzen Zeit vom 25. Juli bis zum 9. August nicht im mindesten störend für die Beobachtung sein. —

Humoristisches.

— Pfliegma Herr (aufgeregt): „Nun stehe ich schon zwanzig Minuten vor dem Postkalter!“
Beamter: „Was will das heißen? Sehen Sie mal, ich sitze schon fünfzehn Jahre dahinter!“
— Der Soziologe. Serenissimus beschäftigt eine Fabrik, in der die Hälfte der Arbeiter streikt. Er erkundigt sich eingehend nach den Lohnverhältnissen der einzelnen Kategorien und fragt dann den Direktor: „Was sind denn das für Leute draußen vor dem Tore?“
„Streikposten, Hoheit.“
„So, so, Streikposten — hm, Streikposten — was zahlen Sie denn denen pro Tag?“
— Das letzte Geschäft. Großfürst (zum Witado): „Also vier Milliarden Kriegsschadigung verlangen Sie? Sichern Sie mir zehn Prozent Provision zu, und die Sache ist gemacht.“ („Lustige Blätter.“)

Notizen.

- Das Lessing-Theater beginnt seine neue Spielzeit am 6. August.
- Das Lustspielhaus setzte den Anfang der Vorstellungen vom 1. August ab auf 8 1/2 Uhr fest.
- Charles Joly, der Musikkritiker des „Figaro“, ist in Paris gestorben. Joly propagierte besonders die deutsche Musik und hat namentlich für das Verständnis Richard Wagners in Frankreich Hervorragendes geleistet.
- In Frankfurt a. M. will man zum Sängervettstreit 1907 eine Festhalle mit 25 000 Sitzplätzen bauen. Kosten: 3—4 Millionen.
- Eine internationale Kunstausstellung soll im Jahre 1907 in Mannheim stattfinden.
- Der Berliner Dermatologe Professor Dr. Kromayer veröffentlicht in den letzten Monatsheften für praktische Dermatologie die neuesten Ergebnisse seiner Lichtbehandlungsmethode bei kreisförmigem Haarausfall und Kahlköpfigkeit. Von 32 sehr schwer Erkrankten wurden 27 geheilt.
- Ein sicheres Mittel gegen die Genidstarrheit will der italienische Professor Guido Vaccelli gefunden haben. Er wendete Sublimatinspritzungen in die Venen an, in allen von ihm behandelten Fällen, fünfzehn, mit Erfolg.
- Gute Steinkohle hat Professor Schmieder in Chile entdeckt. Er schätzt den Flächenraum der Lager auf 8000 Hektar.
- Die Station Eismeer der Jungfraubahn wurde nunmehr dem Verkehr eröffnet. Es ist die am höchsten gelegene Eisenbahnstation der ganzen Welt.